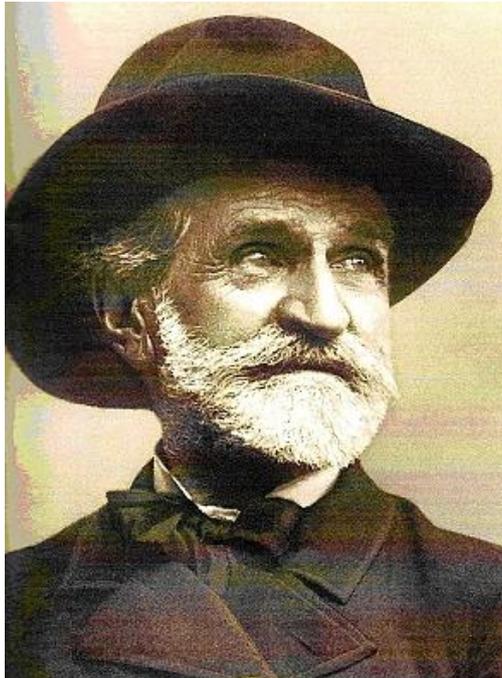


## Weder Greis noch gläubig

### Ekstatische Konfessionen

So unterschiedlich Giuseppe Verdis *Quattro Pezzi Sacri* und Leoš Janáčeks *Glagolitische Messe* auch sein mögen, so sehr sind sie doch durch eine markante und erstaunliche Parallele miteinander verwandt: Beides sind religiöse Alterswerke von betont ungläubigen, zumindest ausgesprochen kirchenfernen Persönlichkeiten. Das *Te Deum* ist sogar Verdis letzte Komposition überhaupt, deren Partitur auf seinen Wunsch mit in sein Grab gelegt wurde. Verdis zweite Gattin berichtet: *«Er ist eine Perle eines aufrichtigen Mannes; er versteht und empfindet jedes zarte Gefühl; und doch erlaubt es sich dieser Brigant, ein Atheist zu sein, und dies mit einem Starrsinn und einer Ruhe, für die man ihn verprügeln möchte.»* Und als ein Rezensent von Janáčeks *Messe* sich zur Bemerkung verstieg: *«Der Greis Janáček, ein fest gläubiger Mensch, spürte immer drängender, dass in seinem Lebenswerk eine Komponente, die sein Verhältnis zu Gott ausdrückt, nicht fehlen dürfe»,* erwiderte dieser empört: *«Kein Greis, junger Mann, und gläubig, na, das erst recht nicht! Bis ich mich davon überzeuge!»*

Was interessierte also diese beiden unbeugsamen Herren an den kirchlichen Texten, dass sie sie so meisterhaft und charakteristisch in Töne umsetzten?

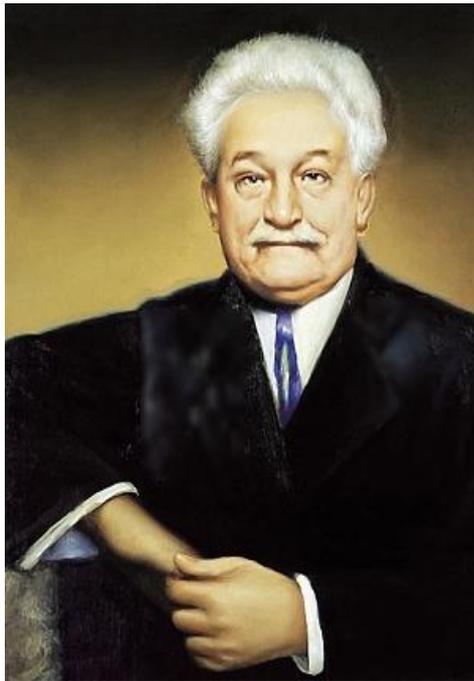


Giuseppe Verdi (1813-1901)

*«Und ich glaube, dass der Mensch Spielball des ungerechten Schicksals ist, vom Keim der Wiege bis zum Wurm des Grabes. Nach all diesem Spott kommt der Tod, und dann? Der Tod ist das Nichts, und eine alte Lüge der Himmel.»* Was Jago in *«Othello»* äussert, dürfte der Haltung von Verdi recht nahe kommen. Ihn bewegte die existentielle Ungeborgenheit der Kreatur, die Erbarmungslosigkeit der Schöpfung; eine göttliche Gnade hielt er für Unsinn.

Dies hinderte ihn aber nicht daran, an das Gute im Menschen zu glauben. Er praktizierte das, was das Christentum Nächstenliebe nennt: Er unterstützte notleidende Arbeiter und Bauern, er zahlte die Ausbildung von Kindern armer Familien, stiftete ein Altersheim für Sänger und Musiker und finanzierte ein Krankenhaus (in dem Priester nichts zu suchen hatten...). Seine Gattin brachte es auf den Punkt: *«Manche brauchen für ihre Tugendhaftigkeit den Glauben an Gott. Andere, die sich ebenso genau an die höchsten moralischen Vorschriften halten, sind glücklicher, wenn sie an Nichts glauben.»*

So spendet Verdis Te Deum, wiewohl es in grandiosen Klängen Gottes unsagbare Grösse besingt, an seinem Ende keinerlei Glaubensgewissheit, sondern es verklingt nach dem Bekenntnis «auf Dich habe ich gehoffet, lass mich nicht zuschanden werden» in tiefster Ungewissheit. Der Mensch wird auf sein eigenes Hoffen und Bangen zurückgeworfen. Ohne einen Gegenpol der Geborgenheit und des Trostes liesse sich das wohl schwer aushalten. Verdi scheint diese Zuflucht in der Gestalt der Gottesmutter, der Urmutter Maria zu finden, welche er mit einer derartigen Inbrunst besingt, dass keine Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner inneren Hingabe möglich sind. «In Dir ist die Barmherzigkeit, der Glaube, die Herrlichkeit, in Dir findet sich alles vereint, was es an Gutem gibt in der Kreatur», heisst es am Ende der Laudi alla Vergine. Und im Stabat Mater, wo das Leiden Marias beschrieben wird, zeichnet Verdi ein Seelengemälde, dessen ungehinderte Emotionalität (im unverfälschten Sinne als «Erschütterung der Seele») von tiefstem menschlichen Mitgefühl geprägt ist.



Leoš Janáček (1854-1928)

*«So eine Kirche ist konzentrierter Tod: Unter den Steinfliesen eine Gruft, Gebeine auf dem Altar, auf den Bildern nur Folter und Sterben. Damit will ich nichts zu tun haben.»* So äusserte sich Janáček einmal gegenüber seiner Nichte Vera. Und seine Messe hat auch nichts gemein mit der «Düsternis mittelalterlicher Klosterzellen». Der altslawische Text der Messe ist augenscheinlich nur eine Stütze für Janáčeks eigenwilligen Ausdruck. Er wehrt sich gegen alles Kirchliche; seine Messe ist ein Festlied auf die Natur mit ihren sämtlichen Geschöpfen.

*«Ich will den Menschen zeigen, wie man mit dem lieben Gott redet», schreibt er. «Und ich möchte ein hohes Lied auf die Majestät der Berge singen; auf ihren milde herabrieselnden Regen und ihr frostiges Eis, auf Wiesenblumen und Schneefelder; auf kristallklar leuchtende Gipfel, die sich mit dem Himmel vereinen, auf die schaurige nächtliche Finsternis der tiefen Wälder. Liebesgesang der Vogelschar, Geschrei der Raubvögel, verträumte Mittagsstille und das surrende Tremolo von Tausenden Mücken...».* Der Natur-Erscheinungen, welche Janáčeks Phantasie erregten, ist kein Ende gesetzt.

Aber allem anderen voran ist es auch hier eine weibliche Gestalt, welche Janáčeks Poesie und schöpferische Vitalität bis ins hohe Alter anstachelte: Kamilla Stösslova, seine grosse platonische Liebe, welcher er eine Unzahl an glühenden Verehrerbrieffen schickte. «Intime Briefe» heisst denn auch sein letztes Streichquartett. In einem der Briefe berichtet er ihr über die Arbeit an der Glagolitischen Messe: *«In diesem Werk beschreibe ich die Elemente der Legende, nach der die*

*Himmel aufrissen, nachdem Christus gekreuzigt wurde. Dabei schildere ich Donner und Blitze, aber wenn Kamilla am Himmelstor erschienen wäre, hätte ich es noch schöner ausgeschmückt.» Und weiter: «Heute beschreibe ich, wie ich mir eine Kathedrale vorstelle: hoch reicht sie hinauf, bis ins Himmelsgewölbe. Und Kerzen brennen dort. Es sind hohe Tannen, erleuchtet von Sternen. Und die Glocken der Kirche, sie stammen von den Schafen. – Aber jetzt betreten zwei Leute diese Kathedrale und beschreiten feierlich einen Pfad, bedeckt mit einem Teppich aus grünem Gras. Und diese zwei wollen heiraten. Nachtigallen, Drosseln und Enten machen die Musik. Tatsächlich will der Chef unter ihnen die sanfte kleine schwarzhhaarige-liebe Kamilla. Ende des Traums. Du schläfst schon, und ich bin in Ekstase über Dich.»*

So atmet diese beschwingte Messe den Schwung junger, heisser Herzen. Vielleicht muss man wirklich, wie ein Rezensent einer frühen Aufführung bemerkte, auch heute noch, wo die Messe längst eine begeisterte Anhängerschaft gefunden hat, «*seinen Geist befreien von all den Vorstellungen, was religiöse Musik sein sollte. Wenn das gelingt, beginnt man beeindruckt zu sein von der undisziplinierten Grösse dieses Werkes.*»

Ambros Ott